

Sanfter Tod mit Nachhilfe?

Anmerkungen zur Euthanasie-Debatte

Von *Oskar Schatz*

»Ein Plädoyer für das Recht auf menschenwürdiges Sterben« nennt der in Berlin lebende amerikanische Journalist Paul Moor sein neuestes, bei Rowohlt erschienenes Buch »Die Freiheit zum Tode«. Anders als im amerikanischen Originalmanuskript kommt das Wort »Euthanasie« erst im zweiten Untertitel vor, kleingedruckt und in Verbindung mit dem anspruchsvollen Wort »Ethik«. Zu sehr, so scheint es, ist es immer noch durch das gleichnamige Mordprogramm der Nazis für Geistesranke und Geistesschwache belastet, als daß der Verlag es gewagt hätte, sozusagen mit der Tür ins Haus zu fallen. »Der Staat, die Kirche, die Ärzte – alle sind gegen Euthanasie«, heißt es etwas larmoyant im Klappentext. Aber gibt es dafür nicht gerade in Deutschland gute Gründe und einschlägige Erfahrungen? Auch damals, in den frühen Vierzigerjahren, begann ja die Sache denkbar harmlos und menschenfreundlich.

Nach 1945 saßen die Verantwortlichen in den Nürnberger Ärzteprozessen auf der Anklagebank. Mit Scham entsann man sich des heute noch verbindlichen Eides des heidnisch-griechischen Arztes Hippokrates, nie seine Kunst zur Tötung eines Menschen zu mißbrauchen. Der Eid bezieht sich ausdrücklich auch auf die Vernichtung werdenden Lebens, auf die Abtreibung. Nachdem dieses sogenannte Tabu – nicht etwa aus Not, sondern auf der Höhe des modernen Sozial- und Wohlfahrtsstaates und nach allgemeiner Verbreitung empfängnisverhütender Mittel – im Begriffe ist zu fallen, konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, daß auch die Forderung nach der Legalisierung der Euthanasie erneut zur Diskussion gestellt wurde, und zwar genau in dem Maße, als die Spuren Hitlers verblassen. Jahrelang hatten die Befürworter der legalisierten Abtreibung mit allem Nachdruck bestritten, daß zwischen Abtreibung und Euthanasie irgendein Zusammenhang bestehe. Heute, nachdem dieser Zusammenhang allgemein anerkannt wird, weisen die Verteidiger der freiwilligen Euthanasie – subjektiv sicherlich mit Recht – mit gleicher Ent-rüstung aller Einwände ihrer Gegner zurück, die freiwillige Euthanasie könnte nur die Spitze eines Eisberges sein. Die Methode, die öffentliche Meinung für derartige Forderungen »reif« zu machen, wurde anlässlich der weltweiten Abtreibungsdebatte bereits erprobt. Es ist die Methode der Erpressung des Gesetzgebers durch Selbst-bezichtigung von Gesetzesbrechern, die der Sympathie seitens der Massenmedien sicher sein können. Daß sich dadurch auch Gerichte beeinflussen lassen, beweist ein aufsehenerregender Prozeß, der vor einiger Zeit in den Niederlanden stattfand. Angeklagt war eine Ärztin, die ihre schwerranke Mutter getötet und anschließend sich selbst angezeigt hatte. »So hilf mir doch«, hatte die alte Frau gefleht. Zunehmend aufsässig sei sie geworden, berichtet die Umgebung. Der Familienrat beschloß, sich ihrer zu entledigen. Zwölf Jahre Gefängnis droht das niederländische Straf-gesetz für Tötung auf Verlangen an. Einen Monat, ausgesetzt zur Bewährung, beantragte der Staatsanwalt für einen Mord, der auf einen Hilferuf antwortete, in

welchem von Tötung keine Rede war. Das vom Gericht verhängte Strafmaß blieb noch unter dem Antrag des Staatsanwalts, das Urteil kam praktisch einem Freispruch gleich.

Wir sind also wieder einmal so weit; das letzte Tabu, so scheint es, ist gefallen. Weitblickende Leute haben diese Entwicklung kommen sehen. Zu ihnen gehört auch Robert Spaemann, der bereits vor mehreren Jahren anlässlich einer Tagung der deutschen Paulus-Gesellschaft in Stuttgart ein weltweites Comeback der Euthanasie prophezeit hatte. Nur wenige wollten ihm damals so recht glauben, zu sehr schien der Gedanke der Euthanasie, der zweifellos viel älter ist als die Herrschaft Hitlers, durch seine brutale Realisierung im Dritten Reich in Mißkredit geraten zu sein, als daß man seine Wiederkehr für möglich gehalten hätte. Heute erleben wir eine gewaltige Welle der Euthanasiepropaganda, die – ausgehend von den Vereinigten Staaten, wo die Dinge offenbar schon besonders weit gediehen sind – bereits einige Länder Westeuropas, wie Großbritannien und Holland, erfaßt hat und die den Gesetzen der modernen Massenkommunikation zufolge auch vor den Grenzen der Bundesrepublik nicht haltmachen wird. Dem Buch von Paul Moor könnte hier eine nicht zu unterschätzende Signal- und Auslösefunktion zukommen.

Gewiß, die Lauterkeit der Motive des Autors ist über jeden Zweifel erhaben. Sein leidenschaftliches Plädoyer für ein menschenwürdiges Sterben, das ihm ausschließlich durch die Legalisierung der freiwilligen Euthanasie gewährleistet erscheint, ist nicht das Resultat der kalten Distanz des juristischen, medizinischen oder soziologischen Experten, sondern direkter Ausfluß der brüderlichen Kompassion mit dem Schicksal eines geliebten Menschen: am Kranken- und Sterbebett seiner krebserkrankten Schwester durchleidet er mit ihr das Martyrium der wochenlangen Agonie. »Dem Leser wird wahrscheinlich vieles in diesem Buch blasphemisch, anmaßend, herzlos und pathologisch vorkommen«, schreibt Moor. »Aber man denkt zwangsläufig anders, wenn man fast zwei Monate lang bis zu 22 Stunden jeden Tag in einem Krankenzimmer verbringt und nicht der Verlängerung des Lebens eines geliebten Menschen, sondern dem Hintanhalten seines Sterbens hilflos zusehen muß.« Als persönliches Zeugnis eines sensiblen Menschen, der schutzlos mit der brutalen Realität qualvollen Sterbens konfrontiert wurde, ist sein Buch gegen alle Einwände jener, die aus einer Position sicherer Unbetroffenheit heraus argumentieren, völlig immun. Gegen die rückhaltlose Offenheit solcher Selbstdarstellungen gibt es bekanntlich keine Argumente, und jeder Kritiker müßte sich billigerweise vorerst einmal fragen, ob er selbst im Ernstfall jenes Maß brüderlicher Solidarität aufzubringen imstande wäre wie der Autor. Doch Moor begnügt sich keineswegs mit der authentischen Darstellung einer persönlichen Passion, er will ja überzeugen, argumentieren, verallgemeinern und gerät dadurch unversehens auf das perfide Terrain jener Scheinobjektivität, die unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Rationalität letzten Endes doch nur billige Emotionen anheizt, ohne echte Erkenntnisse zu vermitteln. Die Folge davon ist ein mittelmäßiges Buch, das in collagehafter Manier Stellungnahmen vermeintlicher oder echter Experten, mehr oder minder interessante Fallgeschichten, Schilderungen der Zustände in verschiedenen Kliniken und Krankenhäusern, Äußerungen führender Vertreter der Kirchen- und Religionsgemeinschaften und vieles andere mehr aneinanderreicht, ohne daß in dem Ganzen ein inneres Aufbauprinzip oder auch nur ein logischer

Zusammenhang erkennbar wäre – es sei denn der vorausgesetzte Zweck, die Notwendigkeit der Euthanasie objektiv zu begründen und den Obskurantismus ihrer Gegner zu entlarven. Trotzdem besitzt diese Dokumentation, so fragwürdig, ja banal ihre Elemente im einzelnen auch sein mögen, einen beträchtlichen Informationswert, sagt sie doch über den Bewußtseinszustand der gegenwärtigen amerikanischen und damit auch aller westlichen Gesellschaften mehr aus, als so manche langatmige wissenssoziologische Abhandlung.

Diese Gesellschaft hat die biologischen Realitäten von Geburt, Sterben und Tod nahezu vollständig entmythologisiert und auf den nackten Kern purer Faktizität reduziert. Die großen umgreifenden Sinndeutungen und die auf diese Ereignisse bezogenen Übergangsriten, die dem Leben jedes Einzelnen Halt boten und ihm auch die Extremsituationen ertragen halfen, sind im Zuge des Dahinwelkens der institutionalisierten Religion entweder zur bloßen Rhetorik entleert worden oder führen als abgesunkenes Kulturgut in Form seltsamer abergläubischer Vorstellungen und Praktiken ein Kümmerdasein. Zwar hat die wissenschaftlich-technische Medizin Grenzen menschlicher Ohnmacht weit hinausgeschoben, doch sind es gerade ihre bewundernswerten Erfolge, Leben zu verlängern und unter unnatürlichen Bedingungen mit Hilfe komplizierter Apparate aufrechtzuerhalten, die das Sterben vieler heutiger Menschen so qualvoll machen. Keine Gesellschaft ist dem Sterben und dem Sterbenden so hilflos gegenübergestanden wie die unsere. Es hat den Anschein, daß mit dem empirischen Sachwissen auch der Vorrat an Resignation anwächst. Die Folge davon ist die nahezu vollständige Verdrängung des Todes und jenes unwürdige Versteckenspiel, an dem sich Ärzte, Krankenschwestern, Seelsorger, Anverwandte und manchmal sogar der betroffene Patient beteiligen.

Die beiden Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss haben darüber an verschiedenen amerikanischen Krankenhäusern interessante Untersuchungen durchgeführt und deren Ergebnisse dann in dem 1965 erschienenen Buch »Awareness of Dying« veröffentlicht. Es ging ihnen dabei um die Frage, wie sinnhaftes Handeln und menschliche Kommunikation am Bett eines sterbenden Patienten verläuft, wie sich also die Ärzte, die Krankenschwestern, die nächsten Familienangehörigen und vor allem natürlich der Patient selber verhalten, nachdem ärztlicherseits festgestellt worden ist, daß er sterben muß. Glaser und Strauss entdeckten dabei, daß die Kommunikation des Sterbenden mit seiner Um- und Mitwelt ganz entscheidend von dem Bewußtseinskontext abhängt, der jeweils zwischen den Beteiligten besteht. In der Regel sind es die Ärzte, die zuerst Bescheid wissen, auch die Krankenschwestern werden meistens frühzeitig informiert, während die Familienangehörigen erst später über den wahren Zustand des Patienten aufgeklärt werden. Sehr oft wird versucht – und zwar von allen Beteiligten –, dem Patienten zu verheimlichen, wie es wirklich um ihn steht und zwar in der Annahme, daß dieser von seinem nahenden Tod keine Ahnung hat. Man tut so, als ob alles »normal« sei, schmiedet sogar Pläne für die Zukunft. Ärzte und Krankenschwestern geben sich betont optimistisch, und die Familie spielt meistens mit. Sollte der Patient dennoch Vermutungen über seinen nahen Tod äußern, so tut man alles, um seine Befürchtungen zu zerstreuen. Glaser und Strauss, die ja nicht nur Ärzte, Krankenschwestern und Familienangehörige, sondern auch Patienten befragten, bemerkten jedoch sehr bald, daß die meisten um ihren bevorstehenden Tod bereits wußten oder ahnten, das Spiel aber mitspielten,

weil sie ihrerseits nicht wissen konnten, ob die Familie bereits unterrichtet war. Aber selbst in den übrigen sehr seltenen Fällen, da alle Beteiligten über die wirkliche Lage im Bilde waren und keiner dieses Wissen verheimlichte, entdeckten die beiden Soziologen Elemente des »geschlossenen« Bewußtseinskontextes, in welchen einer der Kommunikationspartner keine Einsicht in die wirkliche Lage hat. Meistens wird nämlich dem Patienten verheimlicht, wann er ungefähr sterben wird, ob seine Krankengeschichte in ein paar Wochen, in einigen Monaten oder vielleicht erst in Jahren zu Ende kommen wird. Auch erhält der Patient begrifflicher Weise keinerlei klare Antwort auf die Frage, ob er voraussichtlich viel leiden muß. Ist man, wie Moor und mit ihm zahlreiche Menschen in unserer Gesellschaft, der Auffassung, daß das Leiden Sterbender auf jeden Fall eine sinnlose Quälerei und jeder Versuch seiner Rechtfertigung nur der Ausdruck eines religiösen Masochismus ist, so erscheint Euthanasie in der Tat als der einzige Ausweg.

Anläßlich der Dritten Euthanasiekonferenz, die im Dezember 1970 in der New Yorker *Academy of Medicine* veranstaltet wurde, erklärte der Theologieprofessor Joseph Fletcher unter anderem: »Die Streitfrage, ob Euthanasie heutzutage eine Form der Auseinandersetzung mit dem Problem des Sterbens sein soll, ist wie nahezu alle der wirklich seltenen und erregenden Probleme, die uns die moderne Medizin bringt, eine Folge der Fortschritte und Erfolge, nicht aber der Fehlschläge der Medizin.« Und Paul Moor, dessen Buch wir dieses Zitat entnommen haben, fügt erläuternd hinzu: »Die unbewußte Todesleugnung und das noch nie dagewesene Ausmaß technischer Hilfsmittel, die den Ärzten heute zur Verfügung stehen, sind das Fundament der modernen Medizin. Viele Ärzte können der Versuchung, die diese Hilfsmittel bedeuten, nicht widerstehen. Angemessen und vernünftig angewandt, verdienen sie unsere große Dankbarkeit . . . Werden die glitzernden technologischen Apparaturen des Krankenhauses von heute aber bis zum Exzeß benutzt, können sie die letzten Tage des Patienten in eine Hölle auf Erden verwandeln.«

Im Beruf des Arztes verbindet sich ein altes und hohes Ethos mit dem Wissen und Können des naturwissenschaftlich-technischen Spezialisten. Wer wollte leugnen, daß hinter der häufig geübten Praxis auch völlig hoffnungslose Patienten um jeden Preis und unter ebenso qualvollen wie unwürdigen Bedingungen mittels komplizierter technischer Apparaturen am Leben zu erhalten, nicht immer nur das ärztliche Ethos steht, sondern in vielen Fällen auch die sachliche Neugierde des naturwissenschaftlichen Experimentators, der sehen will, wie weit er gehen kann? Aber dürfen wir wirklich alles tun, was wir technisch tun können? Die Frage stellen heißt sie verneinen. Verantwortungsbewußte Ärzte – mögen sie nun für die Euthanasie eintreten oder, wie die Mehrzahl, dagegen sein – sprechen heute ganz offen von »Dystanasie«, vom qualvollen Sterben, das durch den sinnlosen Einsatz der an sich segensreichen Möglichkeiten der technologischen Medizin verursacht wird. In der Ablehnung solcher Methoden stimmen sie übrigens völlig mit der offiziellen Moraldoktrin der katholischen Kirche überein, der man gewiß keine sonderlich »progressiven« Tendenzen unterstellen kann. So erklärte bereits Pius XII. 1957 auf dem Internationalen Anästhesistenkongreß in Rom, es bestehe keinerlei ärztliche Pflicht, die modernen Apparaturen zur künstlichen Beatmung auch dann zu benutzen, wenn der Fall als hoffnungslos gilt. Die Ärzte könnten die künstliche Beat-

mung abschalten, weil dann, wie er sagte, »kein direktes Auslöschen des Lebens des Patienten und keine Euthanasie stattfindet, die niemals erlaubt sein wird«. Paul VI. ging sogar noch einen Schritt weiter, als er im Herbst 1971 katholische Ärzte davor warnte, bei dem Versuch das Leben im letzten Stadium zu verlängern, dem Patienten »unnütze Qualen« zuzufügen. Die moderne Medizin hat Methoden entwickelt, den menschlichen Organismus auch unter extremen Bedingungen am Leben zu erhalten, die uns vor neue Probleme stellen. Die alte Regel: in jedem Fall alles zu tun, um einen Menschen so lange am Leben zu halten wie nur möglich, führt in uferlose Schwierigkeiten. Wir können nicht jeden Patienten beliebig lange an eine Herz-Lungenmaschine anschließen. Irgendwann kommt der Zeitpunkt, an dem der Arzt die Entscheidung treffen muß, sie abzuschalten. Doch was unterscheidet grundsätzlich das Abschalten der Herz-Lungenmaschine oder die Entscheidung, keine künstliche Ernährung mehr einzuleiten oder fortzuführen, von der Verabreichung einer tödlichen Spritze? Sind Töten und Sterbenlassen nicht wirklich das gleiche? Und sind diejenigen, die die passive Euthanasie praktizieren, die aktive jedoch verdammen, nicht nur inkonsequent, sondern auch moralisch verantwortungslos? Wer so argumentiert, beweist damit nur, daß er in allen feineren ethischen Unterscheidungen gegenüber abgestumpft ist, und offenbar ist diese Abstumpfung die Folge einer leider sehr weit verbreiteten Einstellung, die nur mehr in den Kategorien von Nutzen und Zweck zu denken vermag.

Der Heidelberger Neurophysiologe Hans Schäfer schrieb unlängst, er wüsche im Zustand unheilbarer und tödlicher Erkrankung nur mit einfachen Mitteln am Leben erhalten zu werden. Diese zunächst recht naiv klingende Unterscheidung zwischen einfachen Mitteln und anderen enthält in Wirklichkeit eine tiefe Einsicht in den Kern des Problems: daß nämlich der Arzt keineswegs Herr ist über Leben und Tod, als den wir ihn – verblendet von der Ideologie totaler Machbarkeit – gerne sehen wollen. Wir können unser natürliches Leben nicht durch Maschinen ersetzen und die medizinische Wissenschaft bestenfalls zu Reparaturarbeiten verwenden. Wo diese Reparaturen menschliches Leben nicht mehr ermöglichen können, da darf, ja muß der Arzt als Wissenschaftler zurücktreten und den Raum freigeben für jene elementare Akte menschlicher Solidarität und Zuwendung, die – obwohl scheinbar völlig »nutzlos« – ganz wesentlich das humane Niveau einer Kultur bestimmen. Daß der heutige Mensch dieser Haltung immer weniger fähig und gewachsen ist und statt dessen auf technisch effiziente »saubere« Lösungen drängt, ist ganz gewiß nicht ausschließlich seine Schuld, sondern geht zum größten Teil zu Lasten einer Gesellschaft, die dem Irrglauben huldigt, alle menschlichen Probleme seien technisch lösbar. Nur sollte man sich gerade dort nicht auf Humanität berufen, wo man sie in Wirklichkeit seinen Mitmenschen schuldig bleibt.

Die Verteidiger der aktiven Euthanasie bestreiten das Recht auf Leben und die Pflicht, Leben zu respektieren nicht prinzipiell – sie wollen es nur einschränken. Daher berufen sie sich für gewöhnlich auf den alten, aus dem römischen Recht stammenden Satz: *volenti non fit injuria* – wer jemandem seinen Willen erfüllt, tut ihm nicht unrecht. Das hört sich in der Theorie recht gut an, führt jedoch in der Praxis zu schier unlösbaren Widersprüchen. Ganz abgesehen davon, daß der Fall, in dem jemand ausdrücklich seine eigene Tötung verlangt, äußerst selten vorkommt, ist doch sehr fraglich, ob Menschen in dieser Extremsituation der freien und unge-

zwungenen Äußerung ihres Willens überhaupt noch fähig sind. Und selbst wenn der Gesetzgeber verlangen würde, daß der Wunsch zu sterben schriftlich oder vor Zeugen dokumentiert werden muß, so schließt dies keineswegs aus, daß auf den hilflosen Kranken mehr oder minder massive Pressionen ausgeübt werden, um ihn dazu zu bringen, endlich jene Bitte auszusprechen, auf die die seiner überdrüssig gewordene Umgebung längst gewartet hat. Die Befürchtung Robert Spaemanns, daß die Legalisierung der Tötung auf Verlangen »der fürchterlichsten aller Manipulationen Tür und Tor öffnen würde«, ist also keineswegs von der Hand zu weisen. Im übrigen meint Spaemann, wie schon im Dritten Reich sei auch heute wieder die Tötung auf Verlangen nur das trojanische Pferd, mit welchem etwas anderes eingeschmuggelt werden soll: nämlich die Vernichtung sogenannten lebensunwerten Lebens, die Zwangseuthanasie körperlich und geistig zurückgebliebener oder sonstwie sozial »unangepaßter Menschen«.

Die Formulierung mag stark überzogen sein und zudem – was den guten Glauben vieler Verteidiger des Euthanasie-Gedankens anbelangt – eine Unterstellung, die diese mit Recht energisch zurückweisen werden. Auch Moor betont immer wieder aufs neue, daß es ihm einzig und allein um die freiwillige Euthanasie geht, wengleich seine diesbezüglichen Äußerungen in manchen Punkten nicht ganz eindeutig sind – von der Stellungnahme mancher seiner Gewährsmänner zu schweigen.

In Wirklichkeit geht es hier jedoch gar nicht um den guten Glauben und die mehr oder minder guten Absichten einzelner Menschen, sondern um die Tendenz der Eskalation und Radikalisierung, die solchen Entwicklungen innezuwohnen pflegt. Auch dafür gibt es in dem Buch von Paul Moor genügend Belege. Was soll man z. B. von einer Stellungnahme wie der folgenden halten? »In unserer Gesellschaft stehen wir vor zwei großen Herausforderungen. Die erste lautet, daß wir ein ehrenvolles Äquivalent für das spartanische Aussetzen auf den Felsen an dem einen Ende des Lebens finden müssen, und die zweite lautet, daß wir ein ehrenvolles Äquivalent am anderen Ende des Lebens für das Loch finden müssen, das die Eskimos ins Eis hacken. Andere Kulturen haben diese Probleme würdig gelöst. Wir nicht. Wir haben die jüdisch-christliche Überlieferung zu der Meinung pervertiert, schon das biologische Leben als solches sei von höchstem Wert, und sind auf Grund dieser Deutung in die Sackgasse eines ethischen Dilemmas von gespenstischen Ausmaßen geraten ...« Nur am Rande und der Vollständigkeit halber sei vermerkt, daß der Verfasser dieser Zeilen Kaplan an einem der größten Krankenhäuser in New York, dem Presbyterian Hospital, ist. Noch eindeutiger ist die Feststellung eines Theologieprofessors an der Universität Birmingham: »In Anbetracht des Fortschritts der medizinischen Wissenschaft ist es nicht unmöglich, daß immer mehr Menschen sich eines Tages entscheiden müssen zu sterben, wenn sie nicht wollen, daß es ein anderer, also der Staat, tut ...« Ein anderer, von Moor angeführter Befürworter der Euthanasie geht sogar noch einen Schritt weiter, wenn er sagt, daß später einmal, wenn die öffentliche Meinung dafür »reif« ist, kein Kind mehr in die Gesellschaft der Lebenden aufgenommen werden wird, von dem man mit Sicherheit annehmen kann, daß es später einmal unter irgendwelchen sozialen Handicaps leiden wird. In Zukunft werde nur »normales« Leben akzeptiert werden, und dies sei um so leichter, als in der allerersten Kindheit das Leben ohnehin der Nicht-Existenz sehr nahe sei.

Man wird vielleicht einwenden, hier handle es sich offensichtlich um die Ausgeburt eines kranken Gehirns, die man nicht ernst nehmen dürfe. Immerhin stimmt es sehr nachdenklich, wenn ein seriöser Mann wie der von Moor als Fachmann in Sachen »Euthanasie und Ethik« viel und gern zitierte Theologe Joseph Fletscher bemerkt: »Schuldgefühle wegen der Entscheidung, einen Fall von Idiotismus zu beenden, wären falsche Schuldgefühle und wahrscheinlich eine unbewusste Form von seelischem Masochismus . . . Absolute Tabus und die dahinterstehende Lebensmystik machen die Freiheit der Menschen zur Farce.«

Hier klingt in dem so freundlichen und sanften Wort »Euthanasie« plötzlich ein anderer, böser Unterton an, der uns aufhorchen lassen sollte. Ohne Zweifel wird der Gedanke der Euthanasie (und zwar auch jener der Zwangseuthanasie!) in einer Gesellschaft, für die die Maxime der Unantastbarkeit menschlichen Lebens nur mehr der Ausfluß obskurer »Lebensmystik« ist, zunehmend an Plausibilität gewinnen. Hier hilft nicht die Berufung auf irgendwelche Tabus, die man ja im Begriffe ist, endgültig abzuschaffen, hier hilft nur mehr die drastische Demonstration jener handgreiflichen Konsequenzen, zu denen *diese* Art von Humanität zwangsläufig führen muß. Sollte es nämlich einmal so weit kommen, daß anhand irgendwelcher Kriterien darüber befunden wird, ob jemand ein Mensch ist oder nicht – und das ist ja der harte Kern der Unterscheidung zwischen »lebenswertem« und »lebensunwertem« Leben –, dann zerfielen die Menschheit definitiv in zwei Klassen: jene, die darüber zu befinden hat, ob jemand ein Mensch ist, und jene, über die befunden wird. Die Angehörigen der letzteren wären dann mit allen ihren Rechten den Vertretern der ersten auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Das würde aber – worauf wiederum Robert Spaemann mit Recht hingewiesen hat – in letzter Konsequenz bedeuten, daß es überhaupt keine Menschenrechte mehr gibt, mögen diese auch noch so sehr in der Verfassung verankert sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir bei einer drastischen Zuspitzung der demographischen und ökologischen Krise nicht eines Tages in das furchtbare Dilemma geraten könnten, einen Teil der Menschheit um das Überleben des anderen willen »opfern« zu müssen. Schon seit längerem weisen Anthropologen, Biologen und Bevölkerungs-Statistiker darauf hin, daß die menschliche Gattung im Verlauf des Zivilisationsprozesses die Fähigkeit zur biologisch-generischen Selbstregulierung in dem Maße verloren hat, als die Gesetze der schöpferischen Selektion durch die vom Menschen geschaffene »zweite« Natur mehr und mehr ausgeschaltet wurden.

Einige Vertreter der heute wieder mehr denn je aktuellen biologischen Denkweise, die den Menschen einschließlich seiner kulturellen Hervorbringungen nur unter dem Aspekt der menschlichen Gattung und unter dem Gesetz der großen Zahl zu sehen vermag, fordern daher ganz offen, daß der Mensch auch für *das* bewußt die Verantwortung übernehmen müsse, was bislang Gott oder der Natur vorbehalten war: nämlich für die biologische Auslese im Interesse der Gattung, die Gegenstand einer vorausschauenden wissenschaftlichen Planung werden müsse, und dies um so mehr, als »natürliche« Auslesefaktoren, wie Krieg, Hungersnot, Seuchen und Naturkatastrophen dank der Fortschritte der Zivilisation immer schwächer werden.

So ungeheuerlich ein solcher Gedanke auch erscheinen mag: auf dem Boden eines rein wissenschaftlichen, streng objektivierenden Denkens und einer darwinisti-

schen, ausschließlich am Gattungsinteresse orientierten Ethik ist er nur schwer widerlegbar. Prekär wird die Sache erst, wenn die Frage der Auswahlkriterien und der Prioritäten ins Spiel kommt. Sind uns solche Kriterien auf Grund unseres immer noch sehr fragmentarischen und unvollkommenen Sachwissens überhaupt zugänglich und wenn ja, wer soll sie definieren und anwenden? In einem seiner letzten Essays hat der polnische Philosoph Leszek Kolakowski auf diese klare Frage eine nicht minder klare Antwort gegeben: die Realisierung dieser Vorstellung vom Menschen als dem Demiurgen seiner eigenen biologischen Evolution ist nur möglich um den Preis des kulturellen Selbstmordes. Wörtlich schreibt Kolakowski: »Wir können den Weg, den wir hinter uns gebracht haben, nicht aus unserem Gedächtnis löschen. Wenn also die Menschheit unter dem Druck ökologischer Bedingungen eine neue Moral zu verkünden hätte, die ihr erlaubte, einen Teil ihrer selbst zu zerstören, damit der Rest überleben kann, dann wäre das niemals eine Rückkehr zu animalischer Unschuld oder der zweckvollen demographischen Selbstregulation primitiver Stämme, sondern der Schritt zu einem völlig bewußten Verzicht auf die Grundlagen unserer überlieferten Kultur. Das Nein zu einer noch existierenden Kultur kann niemals die Umkehr zu einem früheren Stadium bedeuten, da wir das einmal Erreichte nicht vergessen können. Wir können nicht einfach Wertvorstellungen unserer Geschichte annullieren, als hätte es sie nie gegeben, wir können sie nur gewollt negieren, nur die sichere Zerstörung dessen billigen, was uns bis heute als Grundstein aller Humanität gegolten hat. Mit anderen Worten: es gibt keinen Rückzug aus unserer Kultur, es gibt nur den kulturellen Selbstmord.«